

P

RALF BÖNT

Das entehrte Geschlecht

EIN NOTWENDIGES MANIFEST
FÜR DEN MANN

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Februar 2012

Copyright © 2012 by Pantheon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55185-1

www.pantheon-verlag.de

EIN FREUND ERZÄHLTE mir kürzlich, wie die Polizei seine Personalien überprüfte. Er hatte im Büro früher Schluss gemacht, um seine vierjährige Tochter vom Kindergarten abzuholen. Gut gekleidet, mit dem Aktenkoffer an der einen Hand und seiner Tochter an der anderen, entschied er auf dem Weg nach Hause, mit ihr noch auf den Spielplatz zu gehen. Sie wollte das so gerne. Dort richtete er ihr zweimal die beim Spielen im Sand verrutschende Wollstrumpfhose. Mein Freund griff seiner fröhlichen Tochter dazu unter den Rock. Beobachtende Mütter hatten beim ersten Mal schon mit bösen Blicken reagiert und beim zweiten Mal empört die Beamten zu Hilfe gerufen. Binnen weniger Minuten trafen sie ein. Mein Freund musste sich als Vater ausweisen.

VOR ZWEIHUNDERTZWANZIG JAHREN verfasste Olympe de Gouges die Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin und sandte sie an ihre Königin. Im Anschreiben bat die Frauenrechtlerin um die Mitwirkung der Regentin bei der Wiederherstellung der Sitten, die ihrem Geschlecht jene Kraft und das Ansehen verliehen, die ihm zukämen. »Es kann«, schrieb de Gouges allerdings, »dies nicht das Werk eines Tages sein, zum Leidwesen der neuen Ordnung. Diese Revolution wird sich erst vollziehen, wenn sämtliche Frauen von ihrem beklagenswerten Los durchdrungen und sich des Verlustes ihrer Rechte in dieser Gesellschaft bewusst sind.«

Die Revolution der Frauen hat sich am Ende so viel Zeit genommen, dass sie als solche gar nicht mehr wahrnehmbar ist. Ihre Existenz und ihr Erfolg sind aber nicht zu leugnen. Nicht nur sind die Frauen jeden Alters durchdrungen von der Kenntnis ihres Loses und gestalten ihr Leben bewusst. Wenn man die Texte der de Gouges liest, wird schnell klar, wie vollständig sie sich durchgesetzt hat:

»Mann«, schrieb sie damals, »bist du fähig, gerecht zu sein? Eine Frau stellt dir diese Frage; du wirst ihr doch nicht das Recht dazu absprechen wollen. Sag an, wer hatte dir die selbstherrliche Macht verliehen mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Dein Talent? Sieh den Schöpfer in seiner Weisheit; prüfe die Natur in all ihrer erhabenen Größe, der du gleichzukommen trachtetest, und nenne mir ein Beispiel, wenn du dich dessen erdreistest, für eine ähnliche Tyrannei. Wende dich den Tieren zu, befrage die Elemente, studiere die Pflanzenwelt, wirf schließlich einen Blick auf all die Spielarten der belebten Materie und lass dich überzeugen, biete ich dir doch dazu die Mittel. Suche, erforsche und unterscheide, wenn du es vermagst, die Geschlechter in jener von der Natur ausgebildeten Ordnung. Überall wirst du sie vereint finden, überall arbeiten sie in harmonischer Eintracht an diesem unsterblichen Meisterwerk.

Einzig der Mann hat sich aus dieser Ausnahme ein Prinzip zurechtgeschustert. Wunderlich, blind, aufgebläht und entstellt von seiner Wissenschaft, fällt er in diesem Jahrhundert der Aufklärung und Vernunft in grösste Unwissenheit zurück und glaubt despotisch über ein Geschlecht verfügen zu können, das alle intellektuellen Fähigkeiten besitzt.«

Niemand widerspricht dieser vergessenen Rede heute noch. Und die im selben Atemzug geforderten Rechte der

Frau – Ebenbürtigkeit, Freiheit, Eigentum, Sicherheit, das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung, auf freie Meinung und das Kundtun einer Vaterschaft – verstehen sich von selbst. Auch Pflichten kannte Olympe de Gouges übrigens: »Zum Unterhalt der öffentlichen Kräfte und Einrichtungen tragen Frau und Mann in gleichem Umfange bei.« Und schließlich hat die Frau »das Recht, das Schafott zu besteigen, gleichermaßen muss ihr das Recht zugestanden werden, eine Rednertribüne zu besteigen, sofern sie nicht in Wort und Tat die vom Gesetz garantierte öffentliche Ordnung stört«.

Das hier aufgebotene Männerbild ist genauso Konsens, wie die Rechte etabliert sind. Zumindest theoretisch: Niemand bestreitet die Legitimität der Forderungen der Französin, ihrer Vorgängerinnen wie Nachfolgerinnen. Wo sie nicht gelten, wie noch 1990 im Schweizer Kanton Appenzell Innerrhoden, werden sie nachgeholt: Das Bundesgericht gab damals einer Klage von Frauen Recht, die ihr Wahlrecht einforderten. Mit Volksabstimmung der Männer war es 1971 für die ganze Schweiz beschlossen, in Innerrhoden nur nicht umgesetzt worden. Ich kenne niemanden, der darüber nicht in einer Mischung aus Belustigung, Entsetzen und Ungläubigkeit den Kopf schüttelt.

Vielmehr fragt man sich ratlos, wie es zu dem strengen Patriarchat hat kommen können, dem wir jetzt erst entwachsen. Die Forschung hat keine guten Antworten darauf. Nahrungsmangel kann den physisch überlegenen, von Kindern unabhängigeren Mann durch seine Mobilität vielleicht in die Position gebracht haben, über Ressourcen und damit über andere zu bestimmen. Er verließ das Dorf, weil er es konnte, und suchte Nahrung. Gab er diese Position auch in besseren

Zeiten nicht mehr ab? Schließlich ist dem Menschen bei gestilltem Hunger und Durst nichts lieber und wichtiger, als im Selbstwert erhöht zu werden.

Auffallend am Anschreiben von Olympe de Gouges ist denn auch die Annahme, dass ihre Rechte schon einmal gegolten haben. Sie müssen nicht erst erfunden oder begründet werden: Mit Adams Rippe hielt sich die Revolutionärin zum Glück nicht auf. Und ganz selbstverständlich werden heute Deutschland, die New York Times und der Internationale Währungsfonds von Frauen geführt. Man muss darüber nicht mehr aufwändig debattieren. Auch in der Ehe ist das größte Unrecht beseitigt. Jeder macht sein Konto auf, geht seiner Arbeit nach und entscheidet selbst, wie er verhütet, ob er es mit dem Partner zusammen entscheidet oder lieber vom Sex absieht. Dass das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung im Einzelfall so schwer durchzusetzen wie missbrauchbar ist, kann man nicht als genuines Problem der Geschlechterpolitik ansehen. In einer liberalen, offenen rechtsstaatlichen Gesellschaft ist nicht jedes Risiko zu beseitigen. Öffentliche Skandale nehmen dafür im Rückgriff auf das Recht eine ständige Korrektur der öffentlichen Meinung vor. Das ist gut so. Der so immer neu gebildete Konsens regiert im Privatleben mit.

Trotz noch immer ungleichem Lohn für gleiche Arbeit und der Niederlage Hillary Clintons gegen Barack Obama: Frauen sind auf ihrem Wege der Gleichberechtigung sehr weit. Statt daran zu erinnern, dass manch schwarzer Mann seit 1869 sein Wahlrecht vor manch weißer Frau bekam, und zu mutmaßen, dass Clinton eine solche Niederlage nun wiederholte, sollte man bedenken, wie feminin Obama wirkt. In manchem durchaus femininer als Hillary Clinton. Obama ist

eben auch viel jünger. Vierzehn Jahre trennen die beiden, und die jahrzehntelange Präsenz von Clintons Weiblichkeit in der US-amerikanischen Öffentlichkeit hat neben vielen anderen Dingen auch geholfen, Obama den Weg zu ebnet: Es muss nicht immer ein weißer Mann sein. Und beim Wahlrecht lohnt schließlich wie so oft ein genauerer Blick: Nach der Erteilung 1869 wurden für Schwarze nach und nach viele Einschränkungen beschlossen, die erst 1965 aufgehoben wurden. Frauen erhielten ihr Wahlrecht flächendeckend 1920.

Auf keinen Fall muss man daran zweifeln, dass die USA eines Tages eine Präsidentin haben werden. Dass sie eine Frau ist, wird nicht mehr das Auffälligste an ihr sein. Man wird ihr Programm, ihre Biografie und ihre Finanzen so genau filzen, wie die ihrer Gegenkandidaten oder, wie man jetzt gerne sagt, der Mitbewerber. Nein: Die Abhängigkeit der Frau, ihre Unmündigkeit ist nicht mehr das Problem, weder im Zusammenleben von Frau und Mann und Kind noch in der Organisation einer modernen Gesellschaft.

DENNOCH IST DIE Geschlechterdebatte an einem scheinbar toten Punkt. Junge Frauen wollen immer weniger vom Feminismus hören. Sie winken ab, wenn das Gespräch auf ihn kommt. Auf keinen Fall wollen sie noch mit dem Opferstatus in Kontakt kommen, der den Feministinnen anhängt. Lieber nehmen sie deren Errungenschaften als gegeben hin und steuern das Gespräch auf ihre Arbeit oder ihre Ausbildung, der sie natürlich nachgehen. Statt mangelnder Dankbarkeit kann man daraus lesen, dass diese Frauen die Entwicklung abschließen wollen, indem sie die Bedingungen, die zu Anfang der Bewegung herrschten, vergessen machen. Oft höre ich von einer jungen Frau auch, dass sie sich als Frau

fühlen und nicht den Männern nacheifern möchte. Solche Sätze werden eher mit gesundem Selbstbewusstsein gesagt als mit dem Nachdruck einer Wut, die aus den Verhältnissen genährt sein könnte.

Manche ältere Frauen reden vielleicht deshalb umso lauter vom Feminismus und fragen: Wie bleibe ich Feministin? Obschon jede soziale Bewegung natürlich ihr eigenes Ende zum Ziel haben muss, indem es ihren Grund eliminiert, wirken diese Frauen, als wollten sie die Frauenbewegung unter den Schutz von Revolutionshüterinnen stellen. Trotz mancher noch ausstehender Restarbeit am nicht-misogynen Sozialstaat wirken diese ewigen Streiterinnen verbissen, denn sie reden Fortschritte klein und blasen Defizite zu Monstern auf. Jüngst wendeten sie sich auch gegen ihre Geschlechtsgenossinnen. Laut schrien sie nach mehr Engagement und mehr Mut zum Entern der einflussreichen Positionen in Wirtschaft und Publizistik. In der Folge gibt es mittlerweile sogar Stimmen gestandener feministischer weiblicher Intellektueller, die sich nicht bevormunden lassen wollen. Es wurde sogar geklagt, der Feminismus mache mittlerweile unfrei. Das ist wirklich keine Kleinigkeit.

Dabei besteht tatsächlich ein kleines Risiko, erstrittene Selbstverständlichkeiten jetzt oder in Zukunft wieder zu verlieren. Zwar werden wir wohl kaum im 21. Jahrhundert eine Zeit ohne Frauenwahlrecht erleben, aber es gibt ein Problem in der weiteren Entwicklung einer Politik der freieren Geschlechter, die auch in die kleinste Einheit des Lebens weiter vordringen soll. Das Problem ist immer noch das alte: der Mann. Er macht bei der ganzen Sache nicht richtig mit. Dabei hat er heute noch mehr Gründe, selbst aktiv zu werden, als es immer schon Gründe gegeben hätte, den Sexismus zu

seinem eigenen Thema zu machen. Die Nebengründe sind in Belangen der Lebensqualität von der Freizeitgestaltung über das Sexualleben bis hin zur emotionalen Gesundheit in der Familie angesiedelt.

Der Hauptgrund ist weniger leicht zu relativieren: Es geht um seine Lebenserwartung. Weil er falsch lebt, stirbt der Mann zu früh. Und das hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg stetig verschärft. Man darf spitz behaupten: Der Mann fällt zunehmend aus der Zeit, die gekennzeichnet ist durch die Errungenschaften der Moderne. Statt daran voll teilzunehmen, ist der Mann durch seine Passivität in Bezug auf den Sexismus stetig abgewertet worden und wird heute gar qua Geschlecht verspottet. Seine Sexualität gilt in Nachrichten und Unterhaltung entweder als das Lächerliche oder gleich als das Böse schlechthin. Kaum eine Nachrichtensendung, kaum ein Fernsehkrimi kommt noch ohne Sexualdelikt aus. Eine mehrfache Kernschmelze in einem Atomkraftwerk oder das Ende arabischer Despotien rangieren in der Aufmerksamkeit hinter dem Sexualdelikt, hinter der Bedrohung, die der Mann für alle und jeden ist.

Der Mann: Seine Sehnsüchte werden von den Werbestrategen billiger Bekleidungsketten mittels wahnhaft großer retuschierter Diven erst festgeschrieben und dann übers Portemonnaie gebrochen. Sein Genital ist der Witz des Universums. Auch in angeblich gebildeten Kreisen sind Späße auf dem Niveau von Pommesbuden salonfähig: Warum trinken Männer so gerne Latte Macchiato? Oft lacht der Mann selbst am allerlautesten über diese Dummheiten. Er glaubt sich dabei frei und herrschend. Unterdessen werden seine Mailboxen mit Geschmacklosigkeiten der derbsten Sorte vermüllt, sobald er sich einmal verklickt oder ein paar Fotos

angesehen hat, die ab dem frühen Abend die Ränder seines Bildschirmes zieren. Seine Herrschaft gilt als für alles Elend der Geschichte verantwortlich, und ohne jedes Nachdenken glaubt man durch mehr Beteiligung der Frauen automatisch eine bessere Welt zu erhalten. Im Straßenverkehr beleidigt man sich mit der Geste einer am männlichen Genital auf- und abfahrenden Hand. Zuhause bevorzugen Mütter die Mädchen, Lehrerinnen bevorzugen sie in der Schule. Mit Jungs geht man gröber um, ablehnend, auch Väter und Lehrer machen dabei mit.

Da ist es nur folgerichtig, dass Polizisten der Tochter meines Freundes auf dem Spielplatz zu Hilfe kamen: Das ist aus der seit Ewigkeiten geforderten Beteiligung der Männer an der Kinderbetreuung geworden. Dieser besonders harmlose Fall gibt die Stimmung um den Mann naturgetreu wieder. An meines Freundes Stelle wäre es mir gar nicht so leichtgefallen, mich als Vater auszuweisen, weil meine beiden Söhne die Nachnamen ihrer Mütter tragen. Und wann immer ich wegen einem Reisepass auf einem Amt war, wollte keine Sachbearbeiterin von meinem Sorgerecht informiert sein. Einmal ließ man es in die Akte eintragen, beim nächsten Mal war es wieder unbekannt. Seine Mutter konnte den Hauptwohnsitz unseres Sohnes ohne mich ändern, ich konnte dies allein nicht rückgängig machen und fand mich in einer Anwaltskanzlei wieder.

Eigentlich müsste ich den Zettel mit dem Sorgerecht immer bei mir tragen, ohne zu sehr zu hoffen, dass er mir auf einem Spielplatz hilft. Ich sehe die skeptischen Blicke der Beamten lebhaft vor mir: Ein Mann, der sich wegen seiner Kinder ausweist? Natürlich riet die Beamtin im Jugendamt seinerzeit der Mutter meines ersten Sohnes auch ab, das

Sorgerecht überhaupt zu teilen. In meinem Beisein, versteht sich. Ohne uns je gesehen oder gesprochen zu haben. Aus Prinzip tat sie das. Im Sinne des Kindes war dieser Rat gewiss nicht. Er galt in unverfrorener Weise dem schlichten Vorteil der Mutter. Der Mann hat es geschehen lassen, dass er als Vater, statt involvierter als früher zu sein, nichts mehr wert ist.

Es gibt Ausnahmen und jüngst auch Widerspruch. Aber wer derzeit über von Frauen ausgeübte Gewalt in der Familie oder die Pflege des Männerhasses in Frauenhäusern schreibt, egal wie profiliert, findet sich leicht auf dem nächsten Podium von Personenschützern flankiert. Veranstalter solcher Debatten erhalten nicht nur vehemente Proteste, sondern auch Drohbriefe. Als ob das nicht gerade bewiese, wie salonchick die Misandrie heute ist.

DER MANN WIRD immer öfter behandelt, als sei er wunderbarlich, blind, aufgebläht und entstellt von seiner Wissenschaft, wie de Gouges geschrieben hatte. Die Rolle des Mindermenschen wird ihm zugewiesen, und das Merkwürdige ist: Er nimmt das in der Regel gleichmütig hin. Oder muss ich sagen: hochmütig? Das fürchte ich. Mittlerweile nickt er zwar beflissen zu Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau. Tatsächlich sieht er im Feminismus meist aber noch immer bloß einen Feind. Jemanden, der ihm etwas wegnehmen will. Das ist zwar nicht ganz falsch, denn Feministinnen wenden sich natürlich gegen ihn, gegen wen denn sonst? Sie machen aber auch Angebote, einige explizite und sehr viele implizite. Außerdem rufen sie zu einem eigenen Spektrum an Forderungen auf.

Eine Bewegung gegen den ganzen Sexismus kann so wieso nur mit dem engagierten Mann zustande kommen.

Zur Begriffsklärung: Sexismus ist die behauptete Minderwertigkeit von Menschen eines Geschlechts, er ist unter Frauen und Männern, was Rassismus unter Weißen und Schwarzen ist, was Glaubenskrieg zwischen Gläubigen oder was Fanatismus unter rivalisierenden Fußballfans ist. Was im Sport mitunter seine legitime Form gefunden haben mag, ist in der Politik und im Privatleben dumm und überflüssig und macht alle Beteiligten unfrei. Im Auge des Unbeteiligten sehen die Kontrahenten aus wie unfreiwillige Komödianten, die sich bis an die Zähne bewaffnet haben und zu jeder Tat bereit sind. Das gilt auch für den Mann in einer sexistischen Welt, die er aktiv oder durch Passivität gegenüber Forderungen verteidigt. Obwohl er davon nur profitieren könnte, hat der Mann den Sexismus nie zu seinem Thema gemacht. So ermöglichte er den Feminismus in seinem Verlauf nicht nur, er erzwang ihn sogar.

ZUGEGEBEN: ZWEIHUNDERT JAHRE nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika und der darin enthaltenen »unveräußerlichen Rechte« auf »Leben, Freiheit und das Streben nach Glück« verwandelte der Mann sich von einem vehementen Ablehner oder bestenfalls noch von einem Ignoranten des Feminismus in seinen Unterstützer. Es gab, nach Ausnahmen wie August Bebel, die ersten männlichen Feministen. Das ist jedoch, so sollte man meinen, ein Ding der Unmöglichkeit. Denn wie kann man einer Bewegung beitreten, die sich gegen einen selbst wendet?

Es handelte sich auch nur um einen perfiden Trick. So trat 1975 John Lennon mit seinem Song »The Woman is the Nigger of the World« in der TV Show von Dick Cavett auf. Vor laufender Kamera erklärte der Beatle damals zunächst

den Titel, der wegen der Vokabel vom Nigger auf Kritik gestoßen war. Mehrere Radiostationen wollten ihn nicht spielen. Nun bemerkte Lennon abfällig, dass vor allem weiße Männer diese Einwände hätten, mit anderen Worten: die Profiteure des Systems. Nigger bezeichne jedoch ein unfreies Leben. All jene, die ihre Entscheidungen nicht selbst trafen, all jene, über die stattdessen von anderen entschieden würde, seien Nigger. Das gelte laut Lennon für die meisten Amerikaner. So weit, so richtig, wenn auch wohl eine Übertreibung in der Wortwahl. Man kann sie als Zuspitzung in einem unbequemen politischen Diskurs verstehen. Aber nun bildete Lennon in einem an Quantenlogik erinnernden Denkakt das gesamte Elend einfach auf die Frau ab: Yoko Ono habe schon 1969 in einem Interview mit einem Frauenmagazin die Frau als den Nigger der Welt bezeichnet.

Freimütig erzählte Lennon bei Dick Cavett, wie er Ono zunächst auch widersprochen habe und sich erst im Lauf vieler Diskussionen überzeugen ließ. Pikant war, dass Lennon dabei von Yoko Ono in der dritten Person sprach, obwohl sie neben ihm saß. Sie selbst sagte keinen Ton. Was sie diskutiert hatten, erfuhr das Publikum nicht. Lennon, der auf dem Sofa weit nach vorne rutschte, wenn er das Plattencover oder eine Zeitung hochhielt, verdeckte sie sogar beinahe. Ono lächelte angestrengt. Um sichtbar zu bleiben, rückte sie zur Seite. Einmal fuhr sie mit der Hand durch ihr beeindruckendes Haar. Das war ihr Beitrag zum Interview. Lennon, der sehr aufgeregt war und schnell sprach, nahm nicht die geringste Notiz von seiner Frau.

Anschließend spielten sie mit der Band das Lied. Dass sie zusammen spielten, kann man allerdings nicht ernsthaft behaupten. Lediglich eine Trommel schlagend wirkte Ono

neben ihrem Frontmann dabei noch verlorener als zuvor auf dem Sofa. Das Ganze sah aus, wie der ungewollte Beweis des Songtitels, und der Zuschauer wohnte der Geburt des Feminismus unter männlicher Schirmherrschaft bei. Sein Markenzeichen verstand jeder: Sexismus ist nicht etwa ein gemeinsames Problem, sondern das der unterdrückten Frau.

Man beleuchtete es ab sofort mit dem zu grellen Licht des Suchscheinwerfers. Das direkt angestrahlte Objekt hebt er hervor wie ein Skelett in der Besenkammer, während alles andere, was noch zu sehen sein könnte, in noch tieferes Schwarz getaucht wird. Denn zwar hat man der Frau am Tisch so wenig zugehört, wie man auf der Straße einen Schwarzen nach dem Weg fragte. Aber dennoch ist man mit Frauen wohl kaum offen, legal und in quantitativer Massivität so umgegangen, wie man es mit Schwarzafrikanern jahrhundertlang getan hat. Wer das behauptet, betreibt zum einen Geschichtsrelativismus, der nie irgendwo hinführt. Und zum anderen kennt er die Geschichte der Sklaverei nicht.

Onos Behauptung ist eine Anmaßung. Aber sie ist eine zweckmäßige und vielleicht gar legitime Technik, die aus der Hilflosigkeit gegen die Ignoranz geboren wurde. Hätte sie es nur bei Dick Cavett selbst formuliert, wäre sie bloß ohne ihren Mann dorthin gegangen, hätte man sie allein eingeladen und ihr zugehört! Denn Lennon nutzte die Gelegenheit für einen letzten so gehobenen wie ingeniosen Chauvinismus: Er besingt die Frau als sein Opfer und festigt seine Position als ihr Patron. Dass er selbst nicht die Ausnahme war, zeigte sich schließlich Minute für Minute. In diesem Schauspiel kommt der Mann auch scheinbar doppelt gut weg: Erstens hat er im Vergleich mit der Frau das glücklichere Los gezogen, seine Rolle ist die bessere, sein Leben das bege-

renswerte. Das schmeichelt. Und zweitens ist er so gnädig, der von ihm selbst Unterdrückten helfen zu wollen. Ich sage scheinbar, denn Lennon und Ono unterlagen einer Fehlinterpretation, die gern und noch lange gemacht wurde. Bis heute ist sie Standard. Sie übersahen bei der Analyse den allergrößten Teil der Männer: den ganz normalen Mann.

Eigentlich sollte damals alles in Umwälzung sein: Man befand sich mitten in der Bugwelle der antiautoritären Studentenbewegung und hatte längst weibliche Anteile in der Persönlichkeit von Männern und männliche bei Frauen diskutiert. Nichts sollte unangetastet bleiben. Dennoch war jetzt keine Rede davon, dass die rigide Rollenverteilung von Mann und Frau notwendig beide unfrei macht, dass sie beide Geschlechter in der Wahl ihres Lebensstils beschränkt. Dass die beiden Unfreiheiten sich nicht vergleichen, widerspricht dem überhaupt nicht. Im Gegenteil.

John Lennon wird unter den Benachteiligten, die der Mann in Verteilung der Aufgaben unter den Geschlechtern klaglos in Kauf nimmt, im Jahr 1975 nicht sehr gelitten haben. Für den Normalbürger sieht das aber anders aus. Warum, frage ich mich seit Ewigkeiten, wollte der Mann nie wissen, was ihm die von Olympe de Gouges manifestierte und von ihren Nachfolgerinnen getragene soziale Bewegung bringen kann, welche Freiheiten er in ihrem Zuge erränge? Die Antwort dürfte einfach sein: Er hätte sich damit in Frage stellen müssen. Dazu war der Mann zu faul, und Faulheit ist das teuerste Laster, sie kostet am Ende immer mehr als der Aufwand, sich beizeiten besser zu organisieren. Das Kuriose und mir Unverständliche ist, dass sich daran wenig geändert hat. Der Mann stellt noch immer kaum Forderungen für sich selbst.

HEUTE KOMMT DER werdende Vater zur Geburt seiner Kinder mit, aber sonst hat sich zwischen Biertrinken und Fußballgucken, diesen beiden effizientesten Zeitvernichtern, zu wenig verändert. Zeitvernichter werden von Menschen benötigt, die überflüssig sind. Offenbar ist der Mann am Wochenende und am Abend überflüssig. Am Tag macht er dafür weiter seine ihm zugewiesene Arbeit und tut so, als habe er keine Bedürfnisse, keine Wünsche und keine Beschränkungen. Seinen Körper, da sind sich nicht nur Mediziner einig, benutzt er wie sein Auto, seinen Rasierer oder eine Flachzange. Das hat fürchterliche Konsequenzen nicht nur im Bett. Zum Arzt geht der Mann nicht. Wenn er krank ist, arbeitet er so lange wie möglich weiter, und gerne auch darüber hinaus. Damit zeigt er seine Leistungsfähigkeit besonders gut. Zur Vorsorge geht er schon gar nicht. Er wird schon nichts haben, denkt er, was so schlimm ist, dass er sich deswegen untersuchen und helfen lassen muss. So stirbt er früher als die Frau.

Schon in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stellte der Demograph Marc Luy fest, dass in Klöstern kaum eine Differenz der Lebenserwartung für Frauen und Männern zu finden war. Ganz anders ist das im Rest der Bevölkerung: In Deutschland lebten Frauen vor dem Zweiten Weltkrieg zirka drei Jahre länger als ihre Männer, mittlerweile ist diese Zahl auf über sechs in den alten und sogar über sieben Jahre in den neuen Bundesländern angestiegen. In Russland wuchs der Unterschied nach dem Ende der Sowjetunion gar auf vierzehn Jahre. Das mag am Wodka liegen, am Alkohol. Ich habe in der Nähe Moskaus einmal gesehen, wie ein Dorf an einem schönen, warmen Spätsommerabend aussieht: In Hauseingängen und Straßengraben

schliefen die Volltrunkenen, auch auf der Straße selbst taten sie das, obwohl man schon als Fußgänger sehr leicht angefahren wird. Kein Mann war in einem nur halbwegs ansprechbaren Zustand. Das erinnerte an die Übertreibungen, die man in feministisch bewegter deutscher Belletristik findet. Dort kann man es wie ein Mantra immer wieder lesen: Der Mann säuft. Der saufende Mann ist Kultur, und gemeint ist: Unkultur. Also müssen wir fragen: Warum säuft der Mann eigentlich? Vierzehn Jahre Differenz in der Lebenserwartung, auch sechs oder sieben Jahre sind schließlich zu viele.

Und die Pointe kommt noch: Wo Lebensgewohnheiten quasi gleich sind, unter Nonnen und Mönchen oder in israelischen Kibbuzim, gibt es diese Differenz nicht. Hier verschwinden die Unterschiede in der Lebenserwartung von Frauen und Männer fast ganz. Biologische oder gar genetische Gründe für das Zurückbleiben der Männer bei der sinkenden Sterblichkeit in Deutschland sieht Luy jedenfalls nicht. Man muss daher fragen: Kann man benachteiligter sein, als am wertvollsten Fortschritt der Menschheit, einer ständig steigenden Lebenserwartung und einer kaum je erträumten Gesundheit durch verbesserte Lebensumstände, nicht voll teilzuhaben?

Diese Benachteiligung wird wohl kaum von einer besseren Bezahlung für dieselbe Arbeit oder der höheren Wahrscheinlichkeit auf ein Bürgermeisteramt im Stadtteil aufgewogen. Aber der Mann dient weiter soldatisch dem Arbeitgeber, dem Staat und der Familie, bis er ins Grab kippt. Sein größter Fehler ist, nirgends einen eigenen Platz zu beanspruchen. Sicherheit, wie sie zusammen mit Freiheit, Eigentum und dem Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung am 26. August 1789 in Artikel II von der Französischen

Nationalversammlung in den Menschen- und Bürgerrechten festgeschrieben wurde, gibt es für den Mann gar nicht. Er hat keinen sicheren Ort, beim Militär logischerweise nicht, aber auch nicht in der Gesellschaft. Und als Versäumnis historischen Ausmaßes gibt es einen sicheren Ort für den Mann noch immer nicht in der Familie.

»Soweit ich meine Tanten überblicke«, sagte Marie-Luise Scherer in einer bewegenden Rede in der Berliner Akademie der Künste im Sommer 2011, »war jede eine Herrscherin, die ihren Mann mehr ertrug, als dass sie ihn liebte. Und wenn im Alter diese Männer nicht mehr aus der Küche wichem, nur noch im Wege saßen und ein Faktor der Unordnung waren, machten sie sich bald ans Sterben. Ich kannte keinen einzigen Witwer in der Verwandtschaft, nur Witwen, die sich in der Grabpflege überboten.«

DER MANN IST die ausgesetzte, die heimatlose Figur. Sein größter Trost ist das lässige Knacken der sich abkühlenden Auspuffanlage seines Wagens, der vor dem Reihenhaus darauf wartet, ihn wieder wegzubringen. Solange der Mann fährt, wird er von keinem direkt beansprucht. Sobald er anhält und aussteigt, hat er im Dienst der anderen zu stehen und zu funktionieren. Seit Urzeiten weiß er daher, von sich selbst abzusehen. Den Impuls des Feminismus hat er aus dieser Gewohnheit heraus nicht genutzt, um auf die strukturelle, systematische Gewalt, die gegen ihn verübt wird, zu sprechen zu kommen. Lieber behandelt er sie wie eine Ehrung, als gelte es noch, das Kolosseum in Rom zu betreten. Dort münzte er, wenn er am Ende des Tages noch am Leben war, den Furor der überstandenen Gefahr in erotische Anziehungskraft und sozialen Mehrwert um.

Das Bild, das der Mann von sich gemacht hat, ist noch immer das des Admirals Nelson: Am Ende der Schlacht von Trafalgar ließ sich der Engländer absichtlich erschießen um als perfekter Held in die Geschichte einzugehen. Siegreich über Napoleons Flotte und dabei für das Vaterland gefallen, ins Vaterland eingefahren. Das ist die Vereinigung, die den Mann erlöst. Wer Nelson nicht mehr kennt, der nimmt Tom Simpson, den großen Toten der Tour de France. Bevor Simpson in der südfranzösischen Sauhitze als Spitzenreiter der Tour den Mont Ventoux hinauffuhr, kippte er noch schnell zwei Cognac. Einige Kilometer unterhalb des Gipfels, in der baumlosen Steinwüste mit ihrem gefürchteten Gegenwind, starb er. Heute erinnert eine Ehrentafel am Wegesrand an ihn, und Sportler aus aller Welt legen ihre Wasserflaschen ab oder was immer sie für angemessen halten, ihr Vorbild zu ehren. Jüngst warb der Hersteller von Rennsätteln mit einem Sauerstoffzelt, das mit dem Erwerb seines Produktes offenbar in Reichweite kommt: Ein sprechendes Bild für den Platz des Mannes. Denn Mediziner bemängeln, dass Männer entweder zu wenig Bewegung haben oder beim Sport übertreiben. Immer schaden sie sich, als gelte es, den Körper nicht zu lieben, sondern ihn gleichzeitig zu ignorieren und aus ihm zu holen, was drin ist.

Als Frauen sich gegen die rigiden Rollen zur Wehr zu setzen begannen, hat sich der Mann aber nicht gegen seine gewandt und mehr Freiheit gefordert. Stattdessen hat er sich nach langem Warten nur heruntergebeugt, um zu beteuern, wie unnachgiebig er der Frau im Kampf gegen ihn selbst helfen wird. Deshalb ist er heute das entehrte Geschlecht, das alberne Genital. Wenn er nicht gleich das gefährliche Geschlecht ist, das man bekämpfen muss, wo immer es auftritt.

Wer sähe darin schon einen Widerspruch, solange es nur darum geht, gegen den Mann vorgehen zu können.

Die Zahl allein lebender Männer in Deutschland ist rasant angestiegen, allein zwischen 1996 und 2006 um 36%. Frauen leben allein, weil sie Witwen sind, Männer, weil sie ledig sind. Ihre Lebenserwartung ist noch geringer als die der Männer in Partnerschaft. Das verwundert nicht. Ich habe Männer gesprochen, die zur Physiotherapie gehen, um einmal angefasst zu werden. Manche mögen übervolle Busse oder stehen gerne im Gedränge von Diskotheken, weil sie dann Körperkontakt haben können. Das mögen Extremfälle sein, aber generell steht der Mann nicht im Mittelpunkt, wie man jahrzehntelang in feministischer Fixierung auf repräsentative Positionen behauptet hat. Er ist auch nicht bei sich oder frei oder gar so etwas Fantastisches wie selbstverwirklicht. Ohne andere, soweit haben wir die Mythen der Nachkriegszeit schon entzaubert, kann man sich ja eh nicht verwirklichen.

Am wenigsten frei sind vielleicht gerade jene im Rampenlicht Stehenden, die so genannten Mächtigen, diese Handvoll Präsidenten und Kanzler und Minister und ihre paar hundert oder tausend Entscheider, die in der Hierarchie unter ihnen stehen. Statt bei sich, frei oder verwirklicht zu sein, was immer man unter diesen Adjektiven verstehen möchte, sind sie Funktionsträger. Wenn der Bundespräsident vom japanischen Kaiser oder vom Papst empfangen wird, dann wissen beide um das Protokoll. Sie mögen sich geschmeichelt fühlen, gehören aber ganz ihren Ämtern und freuen sich schon darauf, im Gästezimmer allein zu sein. So lange wie möglich müssen sie sich in einer Stellung halten, um einer Sache, einer Partei, einer Firma, einem Land, einer

Armee, einer Fußballmannschaft und der Familie zu dienen. Das ist die Rolle des Mannes. Kein Wunder, dass er sich dreimal so oft selbst umbringt wie die Frau. In der Pubertät sind die Zahlen gar acht- bis zehnmal so hoch. Erleben diese Jungen und Männer dabei einen heroischen Moment à la Nelson, oder sind sie nur den Ekel vor einer Welt los, die sich ihrer von Geburt an bemächtigt hat?

DER GROSSE UND grundlegende Irrtum unserer feministischen Zeit ist die Fantasie von der Freiheit eines klassisch maskulinen Lebensentwurfes, wie sie Simone de Beauvoir so aufwendig konstruiert hat. Sie folgte dabei den großen misogynen Autoren der Aufklärung. Es klingt böse, wenn man darauf hinweist, dass es sich nicht nur um das Verlangen nach Freiheit handelte, das hier den Stift führte, sondern auch um den Wunsch nach Teilhabe am Ruhm. Gegen diesen Wunsch ist aber nicht das Geringste einzuwenden. Man sollte nur nicht voraussetzen, dass Ruhm glücklich oder frei mache.

Ein genauerer Blick zeigt zudem, dass der Konstruktionsmangel der feministischen Bewegung schwer zu vermeiden war, nachdem die Männer sich nicht willig zeigten, die neu gewonnene bürgerliche Freiheit mit den Frauen zu teilen. Tatsächlich wurden in der Französischen Revolution mit den Privilegien des Adels sogar die einzigen politischen Rechte von Frauen aufgehoben, weil sie nur den höheren Ständen zugänglich waren. Ersatz gab es keinen. So sind es schließlich Frauen wie Olympe de Gouges gewesen, die gegen den Sexismus aufgestanden sind. Sie erhoben Anspruch auf mehr Möglichkeiten, und es konnte sich dabei nur um den Anspruch auf klassisch maskuline Positionen handeln, um von



Ralf Bönt

Das entehrte Geschlecht

Ein notwendiges Manifest für den Mann

Paperback, Klappenbroschur, 160 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-570-55185-1

Pantheon

Erscheinungstermin: Februar 2012

Die Krise der Männlichkeit

Ralf Bönt hat sich vorgenommen, die Rolle des modernen Mannes zu hinterfragen, zu untergraben, auseinanderzunehmen. Unser Bild vom Mann werden wir uns nach Lektüre dieses Buchs ganz neu zusammensetzen müssen. Bönt's Buch ist ein längst überfälliges Plädoyer für echte Gleichberechtigung jenseits von Diffamierungen, Klischees und Schuldzuweisungen.

Der Feminismus hat als revolutionäre Bewegung unsere Gesellschaft verändert. Er forderte die Gleichberechtigung der Frauen und hat zweifelsohne viel erreicht. Aber jetzt ist er in der Sackgasse. Ohne einen Beitrag der Männer kann sein Ziel nicht erreicht werden. Es ist daher höchste Zeit, dass Männer über sich nachdenken und ihre eigenen Ansprüche an eine antisexistische Gesellschaft formulieren. Wenn sie endlich reden und wir endlich zuhören, erfahren wir, dass Männer im Alter bedauern, zu wenig Zeit mit ihren Kindern verbracht zu haben. Sie haben sich zu stark über ihre Arbeitsleistung verstanden und zu wenig auf sich geachtet. Nun wollen sie sorgsamer mit sich selbst umgehen, fordern das Recht auf ein karrierefrees Leben, das Recht auf Krankheit, das Recht auf eine geehrte Sexualität jenseits von Diffamierung und Kapitalisierung. Männer sollen die Möglichkeit haben, das Leben zu wählen, das sie sich wünschen, statt sich in allen Kontexten aufs reine Funktionieren reduzieren zu lassen.

Mit einem untrüglichen Blick für Details und großem Respekt für die historische Leistung des Feminismus seziert Ralf Bönt die unbefriedigende Lage, in der sich Männer und Frauen momentan befinden. Kompromisslos verlangt er die Befreiung des Mannes aus seinem engen Selbstverständnis und immer gleichen Lebensentwurf.